



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 9. Ein idyllisches Ruheplätzchen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

9. Ein idyllisches Ruheplätzchen*)



eben der Unruhe, die der Gang der kirchlichen und der politischen Entwicklung erregte, peinigte mich die Sorge um meine und der Meinigen Zukunft. Beim damaligen Stande meiner Schwerhörigkeit konnte ich allenfalls noch hoffen, eine Pfarrei zu bekommen, aber wenn sich die Versorgung noch ein paar Jahre hinzog, nicht mehr. Ich mußte mich also bei jeder Vakanz melden. Eine Pfarrei, die ein herzoglich meiningischer Güterdirektor zu vergeben hatte, wäre mir zugefallen, wenn ich ein paar Stunden früher gekommen wäre; eben war die Präsentation für einen andern nach Meiningen zur Ausfertigung abgegangen. Als es sich dann um eine größere Pfarrei königlichen Patronats handelte, hielt der Präsident meinem Gönner, der sehr lebhaft für mich eintrat, meine Schwerhörigkeit entgegen und ließ sich auch durch die Einwendung nicht umstimmen, daß dieses Übel gerade in einer größern Pfarrei weniger hindre, weil da die Kapläne das Beichtehören und dergleichen besorgen könnten. Hatte ich doch selbst bei Pfarrern gedient, die wenig oder nichts mehr arbeiteten, auch einen sehr tauben Superintendenten und einen noch taubern Regierungspräsidenten kennen gelernt. Also mit einer guten Pfarrei war es nichts — zu meinem Glück; denn hätte ich eine bekommen, so würden mich die Sicherheit und die Annehmlichkeiten meiner Lage vielleicht in dem Grade gefesselt haben, daß ich als halber Heuchler bis an mein Lebensende darin ausgehalten und meinen eigentlichen Beruf verfehlt hätte.

Im Winter wurde der kerngesunde rüstige Pfarrer plötzlich krank und starb nach kurzem Krankenlager. Mit der Administration wurde ich zu meiner Freude verschont, aber um die Pfarre, die der Bischof zu vergeben hat, mußte ich natürlich einkommen. Es war damals Brauch, wird es wohl auch noch heute sein, daß der Fürstbischof, um die Klummen ein wenig kennen zu lernen, sie der Reihe nach zu sich zu Tische befahl, jeden Donnerstag zwei. Damals kam gerade mein Bruder dran. Diesen winkte Förster nach Tische in eine Fensternische und sagte ihm: „Ihr Bruder ist um Grüssau eingekommen; das

*) Vergl. Heft 35, 36 und 37.

kann ich ihm nicht geben; nicht etwa der — dummen Geschichte wegen, sondern weil er schwerhörig ist und Grüssau einen starken Beichtkonkurs hat; aber ich werde ihn anderweitig versorgen.“ Dies geschah in der Weise, daß er den Harpersdorfer Kuratus nach Grüssau versetzte in der Erwartung, die Regierung würde mir, wenn ich darum einkäme, die Kuratie verleihen, was denn auch geschah. Aber ehe ich in den Hasen einlief, hatte ich vorher noch einmal den Kelch der Selbstverachtung bis zur Reige zu leeren. Döllingers Wort, daß Tausende im deutschen Klerus so dächten wie er, hatte den Häuptern der ultramontanen Richtung den Gedanken nahe gelegt, diese Behauptung auf dem heute so beliebten Wege zu widerlegen und eine Gegenerklärung zu veröffentlichen, die natürlich jeder unterschreiben mußte, wenn er nicht in den Verdacht der Ketzerei geraten wollte. Ich unterschrieb nicht, sah aber nun schon kommen, was kam. Das Generalvikariatamt schrieb mir am 4. Mai: „Bevor wir auf Euer Ehrwürden Antrag vom 23. v. M. Ihnen das Administrationsdekret für die Kuratie Harpersdorf übersenden können, sind wir mit Rücksicht auf die Vorfälle des verfloffenen Frühjahrs, sowie auf den Umstand, daß Ihre Namensunterschrift der Adhäsionserklärung des Landeshuter Archipresbyterats an die Konstitutionen des Vatikanischen Konzils fehlt, veranlaßt, Sie, wie hierdurch geschieht, aufzufordern, daß Sie sich binnen acht Tagen offen und rückhaltlos erklären, ob Sie sich den dogmatischen Entscheidungen des gedachten ökumenischen Konzils, namentlich bezüglich der päpstlichen Unfehlbarkeit pure und ohne irgend welchen Vorbehalt unterwerfen.“ Darauf habe ich eine das Amt befriedigende Erklärung abgegeben, deren Wortlaut sich unter meinen Papieren nicht findet; wahrscheinlich habe ich mich geschämt, das Schriftstück aufzuheben. Ob ich, wenn meine Mutter nicht mehr gelebt hätte, feig genug gewesen wäre, aus Furcht vor dem Sprung ins dunkle, zu dem mich die Weigerung gezwungen hätte, mich noch einmal „löblich“ zu unterwerfen, kann ich nicht wissen. Die Frage trat gar nicht an mich heran, da ja meine Mutter noch lebte und dadurch meine Entscheidung gegeben war, denn meine Brüder waren nicht in der Lage, sie zu versorgen. Es giebt eben schreckliche Pflichtenkollisionen in der Welt, und soweit nicht blinder Konfessionshaß die Polemik gegen die Jesuiten beherrscht, beweist es entweder Mangel an Lebenserfahrung oder Stumpfheit der Empfindung, wenn man ihnen einen Vorwurf daraus macht, daß sie die Fälle untersucht haben, wo man diese oder jene Sünde begehen dürfe. Sie haben es gewiß nicht zum bloßen Zeitvertreib oder in frivoler oder in sonst verwerflicher Absicht gethan. Daß diese Untersuchungen nichts nützen, weil doch jeder seine eignen Fälle erlebt, die in keinem Moralhandbuche stehen, und daß sie sogar schaden, indem sie dazu verleiten, dem eignen Gewissen gegenüber den Advokaten zu spielen, ist eine Sache für sich.

Nun aber kam nach dem Geistlichen Amte auch noch mein zukünftiger Erzpriester, und da wurde ich denn fuchsteufelswild. Dieser Erzpriester, den

ich nach Empfang des Dekrets im Einvernehmen mit dem derzeitigen Kuratus um die Anberaumung des Übergabetermins gebeten hatte, war mir persönlich bekannt. Er war ein Mann voll Geist und Leben, sehr geschickt, sarkastisch und spottfüchtig, tüchtig im Amt und ein Mann der Gesellschaft; der höchsten Gesellschaft des Kreises gehörte er durch seine Stellung an, da ihm seine große Widmung damals — vor Einführung der neuen Kreisordnung — Sitz und Stimme auf dem Kreistage verlieh. Dieser Mann also antwortete auf mein Gesuch, er wolle gleich bei der Übergabe die Installation vornehmen. (Diese erfolgt manchmal erst lange Zeit nach der Übergabe; bis dahin ist der Pfarrer nur Administrator, aber ohne die Verpflichtung, über die Einkünfte der Pfarrei Rechnung abzulegen.) Daher, schrieb er weiter, „bitte ich umgehend um brüderliche, aufrichtige Benachrichtigung, ob Sie die Tridentinische Konfession, worin auch das Infallibilitätsdogma schon eingeschlossen ist, ablegen werden. Lieber Herr Konfrater! Sie wissen, wie hoch ich Sie achte und verehere. Nun, es wird mir eine wahrhaft innige Freude und ein Trost für meine alten Tage sein, sowohl der glaubensfrommen Gemeinde als auch den Brüdern, Ihren Hochwürdigsten Konvikularen, Sie als einen wahrhaften Priester der Kirche vorzustellen, der mit uns allen denselben heiligen Glauben fest und treu bekennt.“ Auf meine Antwort kam folgender, von einem Sekretär geschriebene Bescheid: „Euer Hochwürden Antwort entspricht nicht meiner mit brüderlicher Aufrichtigkeit gestellten Frage. Damit alle Unklarheit beseitigt und ausgeschlossen werde, frage ich nochmals: unterwerfen Sie sich aufrichtig dem Glauben an die Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes, wie selbige im letzten Vatikanischen Konzil bestimmt und deklariert worden ist? Indem ich bemerke, daß eine ausweichende oder ungenügende Antwort die Einholung Hochamtlicher Spezialinstruktion notwendig macht, bitte ich usw.“ Ich schrieb zurück: „Die Antwort auf Euer Hochwürden amtliches Schreiben vom 1. Juni bin ich genötigt in Form und Ton eines Privatbriefs abzufassen. Sie gilt nicht dem Erzpriester, sondern dem seit langem hochverehrten Manne und nunmehrigen Konvikularen, mit dem in ungestörter Eintracht und freundschaftlichem Verkehr zu leben und zu wirken ich von Herzen wünsche, dem ich daher, soweit es möglich ist, stets zu Willen sein werde. Als solchem kann ich Euer Hochwürden im Vertrauen mitteilen, daß das Hochw. Geistliche Amt die Übersendung meines Dekrets von der Abgabe einer Erklärung bezüglich der Vatikanischen Dekrete abhängig gemacht hat, und daß ich die gestellte Bedingung erfüllt habe. Daß meine Erklärung genügt hat, und daß meine Qualifikation für die Kuratie Harpersdorf weder von der geistlichen noch von der weltlichen Behörde beanstandet wird, geht aus der Übersendung des Administrationsdekrets an mich und aus dem Auftrage der Übergabe, der dem zuständigen Herrn Erzpriester geworden ist, unzweifelhaft hervor. — Die amtliche Antwort an den Erzpriester übersende ich nicht, sondern lege sie in mein Pult und

verwahre sie für etwaigen spätern Gebrauch, falls ein solcher zu meinem Schmerz einmal notwendig werden sollte.“ Hierauf erklärte er sich zur Übergabe bereit, bemerkte aber, daß ihn mein Schreiben natürlich nicht befriedigen könne, und fügte folgende pathetische Mahnung bei: „Vieher Herr Amtsbruder! In diesem Punkte giebt's heutzutage kein Verhehlen und Verhüllen. Quid audistis in auribus, praedicate supper (sic!) tecta. Mehr wie je muß heute der katholische Priester seinen Glauben offen bekennen vor aller Welt, und trafe ihn auch das traurige Schicksal des Erzbischofs Darbois. Auch wissen Sie nicht, wie bald diese Forderung in Harpersdorf von seiten der Gemeinde an Sie herantreten wird, und dann soll und muß ja der Erzpriester Ihnen Stütze und Verteidiger sein. Verzeihen Sie darum, daß ich Ihnen darüber meine Betrübniß nicht verbergen kann. Zwar hat die Hochwürdigste Behörde die Verantwortung selbst übernommen, und werden Sie auf Grund derselben auch unbedenklich installiert werden, aber es ist doch auch nicht zu leugnen, daß das Vertrauen der Gemeinde und der Konzikularen, in deren Mitte Sie eintreten, für Sie nicht minder ein wichtiges Lebensmoment ist. Hätten Sie auf meine aufrichtige Anfrage mit einem entschiednen: Ja! antworten können — ich versichere Sie, Sie hätten an mir nach Umständen einen kräftigen Beistand und mutigen Verteidiger gefunden. In allem übrigen erneuere ich Ihnen die große Hochachtung usw.“

Schöne Aussicht! Die Herren Konzikularen werden also die aus einem Bauer, einem Halbbauer, einem Duzend Ackerhäuslern und drei Duzend Tagelöhnern bestehende Gemeinde, die doch wohl von selbst niemals darauf verfallen würde, mich über verzwickte dogmatische Fragen zu examiniren, zum Aushorchen und Denunziren aufhezen und abrichten, und der Herr Erzpriester wird dann nicht in der Lage sein, mich zu schützen! So mußte ich mir sagen.

Zu der kleinen Harpersdorfer Gemeinde gehörte ein nicht unbemitteltes und nicht ganz ungebildetes Ehepaar, das aus dem Städtchen des Erzpriesters stammte, in lebhaftem Verkehr mit den dortigen Verwandten stand und auf dem Pfarrhose gut bekannt war. Als ich einmal mit diesen Leuten plauderte, wurde von jemand die Frage aufgeworfen, ob wohl der Erzpriester von seinem bedeutenden Einkommene ein Vermögen angesammelt habe. Da sagte die Frau: „Nein, das hat er nicht; die Frauenzimmer kosten ihn zu viel.“ Diese Frau war nicht etwa eine Klatschbabe, sondern eine tüchtige Familienmutter, die zum Klatschen weder Zeit noch Talent hatte, überdies strenggläubig. Sie gab die Auskunft so einfach und trocken, wie die Landleute auch in solchen Fällen zu sprechen pflegen, wo Stadtleute entweder Verlegenheitsumschweife oder einfältige Wize machen oder sich in pikanten Anspielungen ergehen. Kurze Zeit darauf kam es auf dem Pfarrhose zu einem großen Krach. Der Erzpriester — übrigens damals schon fast siebzig Jahre alt und im höchsten Grade gichtbrüchig — hatte sich wieder einmal mit einem „Frauenzimmer“ eingelassen, diesmal mit einem sehr jungen

Dienstmädchen, und ihr Vormund schlug Lärm. Der Erzpriester behauptete, der Kaplan wäre es gewesen. Dieser aber, ein resoluter Mann, fuhr sofort nach Breslau und erzählte in derbster Weise, wie es der Erzpriester treibe. Die Aufregung über diesen Fall warf den schon sehr wackligen alten Herrn aufs Krankenlager, und nach ein paar Wochen verschied er. Beim Begräbniß wurden seine Verdienste und seine persönliche Heiligkeit in mehreren Leichenreden nach Gebühr gerühmt, dann setzte man sich zu einem fröhlichen Mahle, bei dem die lieberlichen Neffen des Verstorbenen die Lustigsten waren.

Wenn Angehörige einer Partei, die in ihr Programm weder die Christlichkeit noch die Sittlichkeit aufgenommen hat, uneheliche Kinder haben, so begründet das keinen Vorwurf gegen die Partei. Denn zur Anständigkeit einer Partei wird nicht mehr gefordert, als daß ihre Mitglieder die Gesetze der natürlichen Moral beobachten, und diese verbietet es nicht, uneheliche Kinder zu haben, vorausgesetzt, daß man sie und ihre Mütter versorgt, und daß man um solcher Verhältnisse willen keine anderweiten Pflichten verletzt. Schlimmer ist es schon, wenn es Angehörigen oder Beamten einer kirchlichen Partei oder einer Partei, die sich zu christlichen Grundsätzen bekennt, begegnet. Wenigstens für die Partei; für den Sünder nur insofern, als es ein Unglück für ihn ist, sich auf eine Moral verpflichtet zu haben, die über seine Kräfte geht. Noch schlimmer steht die Sache, wenn es sich nicht bloß um Schwachheiten handelt, sondern um Dinge, die auch vom Standpunkte der natürlichen Moral Schlechtigkeit, wie im vorliegenden Falle, genannt werden müssen. Am aller schlimmsten aber ist es, wenn Vorkämpfer der „heiligen Kirche“ als schlechte Charaktere entlarvt werden, am schlimmsten nicht bloß für ihre Partei, sondern auch für sie selbst, da sie ohne Zweifel Heuchler sind; denn ein Mensch, der heidnisch lebt, kann unmöglich an die heiligende Kraft der Religion glauben, die er predigt, und für die er angeblich zu sterben bereit ist, und an ihre Notwendigkeit zur Erlösung des Menschengeschlechts. Was solche also verteidigen, wenn sie für „die Kirche“ oder für „die Religion“ kämpfen, das sind die materiellen Besitztümer ihrer Kaste oder ihres Standes, ihre gesellschaftliche Stellung, ihr Einkommen, ihre Macht. Und es bezeugt den gesunden Instinkt der Hierarchen, daß sie, nachdem sie aus Furcht vor etwaigen Gegenmaßregeln des Staates im geheimen dem Papste opponirt hatten, sich dann mit der vollendeten Thatsache sehr rasch ausöhnten und sie ganz vorteilhaft fanden; waren einmal Kämpfe um die Macht mit dem Staate nicht zu vermeiden, so befestigte es die Stellung unsrer inländischen Hierarchen nicht wenig, wenn sie sich allen unbequemen und gefährlichen Forderungen des Staates gegenüber auf das non possumus eines angeblich nach göttlichem Recht absoluten Papstes berufen konnten. Und wenn wir nun sehen, daß es nicht eben die lautersten Charaktere sind, die in solchen Kämpfen die Führung übernehmen, wie es auch unmöglich die lautersten gewesen sein können, die die Kirche reich gemacht und die pseudo-

isidorischen Dekretalen geschmiedet haben, so enthüllt sich uns ein Lebensgesetz der Kirchen: daß es nämlich nicht der heilige Geist, sondern ein sehr unheiliger Weltgeist ist, der den materiellen Kirchenleib, das aus Macht, Geld und Rechten bestehende äußere Gerüst der Kirchen baut. Wie könnte auch ein vom Geiste des Evangeliums befeelter Mann hierarchische Ansprüche erheben und verteidigen und Leute, die gegen diese Ansprüche Gewissensbedenken hegen, mit dem Tode bedrohen, wie es früher geschah, oder, seitdem das nicht mehr möglich ist, aus der Kirche hinauszudrängen versuchen! Aber natürlich können die Hierarchen die wirklich frommen Seelen, als Beweise für die heiligende Kraft und die Notwendigkeit der Kirche, nicht entbehren, und wenn es gelingt, diesen frommen Seelen einzureden, daß die hierarchischen Ansprüche Ausflüsse des göttlichen Willens seien, dann sind sie im passiven Widerstande gegen die Feinde der Kirche und in Opfern für ihren Glauben gewöhnlich sogar standhafter als die Kampfhähne, die sie in so üble Lage gebracht haben.

Das Zeugnis also stelle ich meinem Erzpriester aus, daß er die Klugheit der Kinder dieser Welt, die er in allen Verhältnissen zeigte, auch in diesem Falle bewährt hat. Wie heute die Regierung das äußerste aufbieten muß, um die Sozialdemokratie nicht in die Armee eindringen zu lassen, so mußte in jenen für die katholische Kirche Deutschlands kritischen Tagen die Hierarchie jeden unsichern Kantionisten auszumerzen streben, um jeder Lockerung der Disziplin in ihren Bataillonen vorzubeugen. Im Umgange mit mir war später der Erzpriester, so oft ich mit ihm zusammentam, der lebenswürdige und heitere Weltmann und hat niemals auf die brennenden Fragen und auf unsre Korrespondenz angespielt. Einmal hat er Kirchenvisitation und bei dieser Gelegenheit auch eine Katechese bei mir abgehalten. Die fiel nun glänzend aus, nicht als pädagogische Leistung, denn er sprach beständig allein, und die Kinder hatten nur manchmal ja oder nein zu sagen, sondern als geschickte Kulturkampfleistung. Er schilderte die Erhabenheit, Vernünftigkeit, Einfachheit und Verständlichkeit des mosaischen Gesetzes, des Dekalogs, und stellte ihr die Gesetzmacherei des modernen Staats gegenüber, die er gründlich lächerlich machte. Das habe ich ja auch schon öfter gethan und thue es auch heute noch manchmal. Aber in der Kirche! Und in einer Katechese mit Volksschülern! Und mit dem handgreiflichen Hinweis auf die eben erlassenen Maigesetze! Ihre Wirkung hat diese Katechese zweifellos gethan, denn so dumm waren die Kinder nicht, daß sie nicht alles gut verstanden und zu Hause getreulich berichtet hätten.

Aber kehren wir aus dem Jahre 1873 noch einmal in das Jahr 1871 zurück. Am 12. Juni fuhren wir von Grüssau ab. Von Schönau holte uns der einzige katholische Bauer Harpersdorfs in seinem bekränzten Wagen ab. Es war ein schauerhaftes Wetter: Kälte, Sturm und Regen, dazu der Weg sehr schlecht, sodaß meiner schwächlichen und kränklichen Mutter unterwegs übel wurde. Das Glücklein, dessen Gebimmel uns bei der Ankunft begrüßte, klang

mir wie ein Sterbeglöcklein. Die Harpersdorfer Kirche ist nämlich nur eine Kapelle, und statt des Glockengeläutes hat sie nur ein Glöckchen. Harpersdorf liegt zwischen Schönau, Goldberg und Löwenberg im ehemaligen Fürstentum Liegnitz, das im sechzehnten Jahrhundert ganz evangelisch gewesen war, nur zwei Stunden von dem Dorfe Neukirch, von wo die schlesische Reformation ausgegangen ist. Nachdem dieses Herzogtum samt dem von Brieg 1672 an Österreich gefallen war, wurden eine Anzahl evangelische Kirchen eingezogen, den noch vorhandenen Überresten der ehemaligen katholischen Gemeinden überwiesen und so neue katholische Gemeinden begründet. Zur Stiftung der Harpersdorfer Parochie gab die von Kaspar von Schwenkfeld gestiftete Sekte den Anlaß. Anhänger dieses liebenswürdigen Schwärmers, dem Luther seine unliebenswürdigste Seite zuzufehren pflegte, erhielten sich in der Umgegend, vermischten sich mit andern Sektirern und hielten bald hie bald da ihre Konventikel ab. Der Teufel, klagte ein Prediger im Stil jener Zeit, sei einst mit einem Sack voll Ketzer über Schlesien dahergefahren; am Spitzberge sei der Sack hängen geblieben und zerrissen und habe seinen verwünschten Inhalt ausgeschüttet. Gemeint ist der eine reichliche Stunde von Harpersdorf gelegne Probsthainer Spitzberg. Gegen 1720 fingen diese Ketzer wieder einmal an zu rumoren, sie verbreiteten Büchlein über die Hoffart der Pfarrfrauen und sagten den Pastoren sonst noch allerlei unangenehme Dinge. Diese baten die kaiserliche Regierung, dagegen einzuschreiten. Sie erhörte eine so verständige Bitte mit Vergnügen und schickte zwei Jesuiten nach Harpersdorf, die einen regelmäßigen Unterricht zur Bekehrung der Ketzer erteilten; selbstverständlich wurden diese zum Besuch des Unterrichts gezwungen. Einige ließen sich bekehren, die meisten aber blieben standhaft und wanderten aus: zuerst nach Holland, dann nach England, endlich nach Amerika. Friedrich der Große lud sie 1744 zur Rückkehr ein, aber sie dankten schön. Die Jesuiten nun erwarben ein Grundstück und errichteten darauf ein Kirchlein nebst einem Pfarrhäuschen. Mit dem feinen Sinn für passende Lagen und schöne Landschaftsbilder, der allen katholischen Orden eigen zu sein scheint, hatten sie sich den schönsten Platz ausgesucht. Das Dorf liegt in der von einzelnen Hügeln und Bergen unterbrochnen welligen Ebne, zu der sich das dem Riesengebirge vorgelagerte Bober-Kaybachgebirge abdacht, und zwar in der vom Dorfbach ausgeführten Thalschlucht. Auf den höchsten Buckel des nördlichen Thalrandes nun haben sie ihr Anwesen gesetzt, sodaß die schmucke Kapelle mit Zubehör das Dorf beherrscht. Die Kapelle bildet ein ovales Achteck von schönen Verhältnissen und beweist mit ihrer geschickten Chor- und Fensteranlage und der Vermeidung alles überflüssigen und geschmacklosen Ausputzes, daß die Väter als Architekten auch im kleinen groß zu sein verstanden. Sei es nun, daß sie das Pfarrhaus in Harmonie mit der kleinen Kirche bringen oder eine den Umständen angemessene Bescheidenheit zeigen wollten, oder daß das Geld nicht weiter reichte, sie, die sonst großartige, weite

Wohnräume anzulegen pfl egten, haben hier ein Liliputanerhäuschen gebaut, das sich aber mit der Kapelle zusammen und dem davor liegenden Garten sehr hübsch ausnimmt. Von der Gewohnheit der bombenfesten Maueranlage sind sie auch hier nicht abgegangen, und die war ja wohl auch damals so wenig überflüssig wie die eisernen Fenstergitter im Erdgeschoß, denn die Chronik berichtet von manchem nächtlichen Besuch, der den Vätern in unfreundlicher Absicht abgestattet worden sei. Die Solidität des Baues bekamen die Arbeiter zu spüren, als ich die Wendeltreppe durch eine gerade ersetzen ließ. Es kostete große Mühe, aus der Rundung soviel Mauerwerk herauszubrechen, daß die neue Treppe Platz hatte, und über dem Zerhacken der Treppenstufen weinte der schwächliche Mann, dem die Arbeit zufiel, Thränen der Verzweiflung; das sei gar kein Holz, meinte er, das seien Schinderknochen. Sehr bequem ist die ganze Anlage, da alles zusammenhängt, sodaß man aus der Hausflur in die Sakristei tritt. Die Leute am Orte fanden, daß der Bischof mit dem Wechsel das richtige getroffen habe: den großen Mann habe er aus der kleinen Kirche in die große, den kleinen aus der großen Kirche in die kleine versetzt. Mein Vorgänger war nämlich ein sehr stattlicher, großer und dicker Mann, und da er auch an seine geistige Größe glaubte — als ich ihn früher einmal besucht hatte, war er so gnädig gewesen, mich mit Vorlesungen aus seinen Predigten zu belehren und zu erbauen —, so war er ob seines Verbleibens auf diesem in jeder Beziehung kleinen Posten an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifelt. Jetzt strahlte er vor Glück. Aber lange hat er es nicht genossen: schon im nächsten Sommer zog ihm Eitelkeit den Tod zu. Er erlitt einen Pockenanstall, der auf seinem schönen glatten Gesicht Spuren hinterließ. Diese zu tilgen, gebrauchte er ein gefährliches Mittel, das seinen Tod zur Folge hatte.

Am 13. nahm ein Vertreter des wieder einmal von einem Sichtsanzfall heimgesuchten Erzpriesters die Übergabe vor, und am 14. früh reiste mein Vorgänger mit seiner Mutter ab. Nun konnte ich endlich aufatmen, mich umsehen und mir sagen: Ist's auch klein, so ist's doch dein, und es ist ein eignes Heim. Das Unwetter hatte ausgetobt, die Sonne schien freundlich zum Fenster herein, und vor dem Fenster breitete sich ein mit Flieder und Goldregen geschmücktes kleines Paradies aus. Ich besah mir den mittelgroßen Blumen- und Gemüsegarten mit daranstoßendem Obstgarten, bewunderte die in der Mitte stehende Sonnenuhr und las das Sprüchlein, das einer meiner Vorgänger, vielleicht noch ein Jesuit — die Schriftzüge sind die des vorigen Jahrhunderts —, über die Thür des Gartenhäuschens gesetzt hatte:

Wie schön, o Mensch, ist diese Welt, die Gottes Licht umfließt,
Ihr seht's an Engeln nur, und nicht an Pracht, daß sie kein Himmel ist.

Mit großem Eifer verlegte ich mich auf die Pflege dieses Gartens, wobei mir mein Kantor und dessen evangelischer Kollege mit ihrem fachverständigen Räte

beistanden, und während ich früher niemals eine Morgenstunde den Büchern entzogen hatte, brachte ich jetzt gewöhnlich schon des Morgens einige Zeit mit allerlei Tändelei im Garten zu und wandelte immer gleich nach dem Aufstehen ein Viertelstündchen darin umher, auch im Winter, wo mich die Sterne fesselten, deren Stellung am Morgenhimmel ich bis dahin noch niemals beobachtet hatte.

Weniger schön als draußen wars im Häuschen. Da ich große Räume gewohnt war, so beängstigte mich die Kleinheit der Zellen. Und sie konnten nicht einmal alle drei gehörig ausgenutzt werden, weil mein Klimperkasten nicht die Wendeltreppe hinaufging. An die Stelle des gefälligen Regierungsbaumeisters, der in Liegnitz jederzeit jeden meiner Wünsche erfüllt hatte, war ein anderer gekommen, der mir immer den Satz entgegenhielt: Ist's schon hundert Jahre so gegangen, so wird's wohl auch noch länger so gehen. Endlich aber überwand ich seinen Widerstand, die neue Treppe wurde angelegt, und nachdem auch die alten Öfen und Schornsteine, die uns mit Rauch und giftigen Gasen umzubringen drohten, in Ordnung gebracht waren, konnten wir ein paar Jahre recht behaglich leben.

(Fortsetzung folgt)



Unsre Volksfeste

Von W. Kofls (in München)

Gemeinsame Feste sind des Volkes wertvollste Kleinodien, und ihre Beförderung und Läuterung ist eine ernsthafte Aufgabe des Volkslehrers und Staatsmanns, der Beruf jedes wahren Menschenfreundes. Montanus



Das Volksfest ist die poetische Blüte im Leben des Volkes. Was die Kunst auf dem Gebiete aller sinnlich schöpferischen Thätigkeit, das ist das Fest im edeln Sinne des Wortes für das gesellige Leben der Völker; sein Ideal ist der höchste und kräftigste Ausdruck der Lebensfreude und Lebenskraft im Dasein der Gesamtheit. Und wie die Freude in energischem Zusammenfassen alle guten Eigenschaften eines nationalen Charakters hervortreten läßt, so ist das echte Volksfest ein Spiegelbild der gesamten nationalen Kraft eines Volkes. Hierauf beruht sein Wesen und sein Wert. Ganz ähnlich nun aber, wie die Kunst als das Zusammenfassen der höchsten, geistig und sinnlich gestaltenden Kräfte eines Volkes